Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 133 (1992)

Artikel: 700 Jahre Eidgenossenschaft
Autor: Brenni, Ulrich / Cotti, Flavio
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033918

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

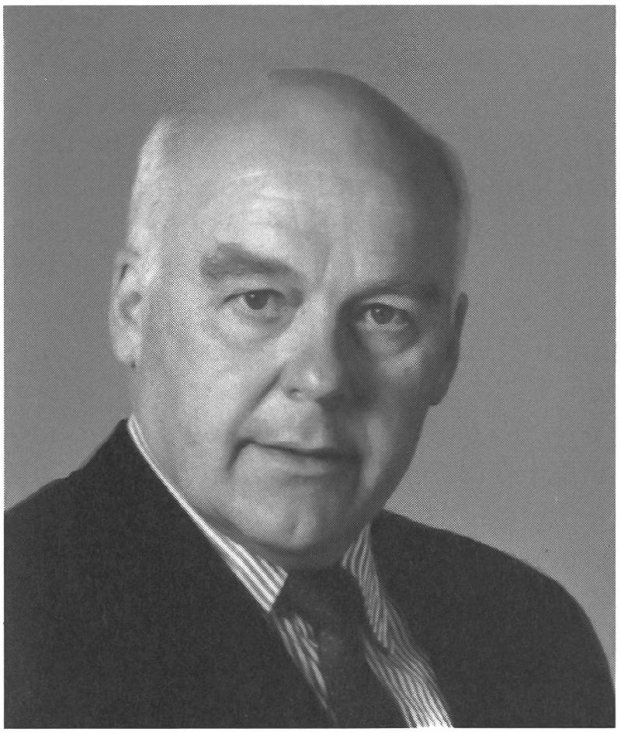
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

700 Jahre Eidgenossenschaft

Unter den vielen Anlässen zu «700 Jahre Eidgenossenschaft» war das Fest auf dem Rütli vom 1. August und die Jahrhundertfeier auf dem Hauptplatz in Schwyz von besonderer Bedeutung. An diesen Anlässen, an denen bekannte Politiker aus ganz Europa teilnahmen, sprachen Ulrich Bremi als Präsident des Nationalrates auf dem Rütli und Flavio Cotti als Bundespräsident auf dem Hauptplatz in Schwyz in markanten eindrucksvollen Worten zu uns Schweizern. Beide Ansprachen wiesen besonders in die Zukunft und riefen uns zu einer positiven Haltung zu unserem Heimatland Schweiz auf.



Ulrich Bremi
Präsident des Nationalrates

Rütli-Ansprache

Was ist das Rütli für uns? Es war vor 700 Jahren der Ort des Aufbegehrens und des Aufbruches. Es ist der Ausgangspunkt unserer eidgenössischen Geschichte. Von hier aus ist die Schweiz entstanden, in ihrer Vielgestaltigkeit, in ihren Widersprüchen, in ihren Kulturen, in ihrer einfachen republikanischen Tradition.

Das Rütli war nicht Rückzug, sondern Ausgangspunkt. Ich sage das, weil ich der Überzeugung bin, dass es auch heute nicht Rückzug sein kann. Es muss wieder Ausgangspunkt sein, wieder für die Gestaltung unserer Zukunft.

Es ist der Ort, von dem aus wir aufbrechen. Es ist die alte Quelle, aus der wir Kraft schöpfen für neue Ideen. Diesmal tun wir es nicht in einer Nacht der Verschwörung, wir tun es im Licht der schweizerischen Öffentlichkeit und vor den Präsidenten aller Parlamente der europäischen Nationen.

Sie, sehr geehrte Damen und Herren Parlamentspräsidenten, beehren uns mit Ihrem Besuch in diesem eigenwilligen Zentrum Europas. Sie sind gekommen, um unsere Geschichte zu würdigen. Wir danken Ihnen dafür.

Ich kann Sie nicht alle persönlich begrüssen. Stellvertretend aber will ich einen Namen nennen, den Namen eines Symbols der Freiheit, der auf das Rütli passt: Alexander Dubček.

Sie, meine lieben Kolleginnen und Kollegen aus schweizerischen und kantonalen Behörden sind hierher gekommen, weil Sie die entscheidende Verantwortung in unserer Gegenwart mittragen.

Euch, liebe Innerschweizer, ganz besonders Euch, liebe Urner, danken wir, dass Ihr uns diese symbolische Wiese bis heute erhalten habt.

Sie, liebe Schweizerinnen und Schweizer, blicken heute auf das Rütli, weil Sie wissen wollen, wohin wir aufbrechen. Wohin brechen wir auf?
Die Antwort kann nur lauten: Europa.
Wenn ich Europa sage, dann meine ich heute nicht nur den einen Teil, nicht Westeuropa! Ich meine Europa als Ganzes: Sowohl das Europa der westeuropäischen Kulturen, wie das Europa, das sich im Osten zu neuen Demokratien formt. Ich meine Europa im Aufbruch und im Umbruch, vom Atlantik bis zum Ural, vom Mittelmeer bis hoch in den Norden.
Wir Schweizer liegen eingebettet in diesem Kontinent der Völker und der Kulturen. Zwar liegen wir nicht in der Mitte. Aber wir liegen im Herzen. Beim Menschen liegt das Herz ja auch nicht in der Mitte.
Unser Kontinent fordert uns alle heraus, auch die Schweiz. Er fordert uns erstens wirtschaftlich heraus. In diesem Punkt bin ich recht zuversichtlich. Die Völker Mittel- und Osteuropas sind bereit – unter Entbehrungen, mit Kraft und mit Würde – ihr Schicksal anzupacken, und es nachhaltig zu verändern. Und die Nationen Westeuropas sind bereit, Hilfe zu leisten und auch zu investieren. Für die ökonomische Wende in Mittel- und Osteuropa gibt es die Formel der freien Marktwirtschaft. Und es gibt auch die materielle, soziale Unterstützung. Der freie Handel muss und wird neues Vertrauen schaffen.
Wir sind aber nicht nur wirtschaftlich herausgefordert. Wir sind vor allem herausgefordert durch Kulturkonflikte. Überall auf diesem Kontinent, wo der diktatorische Druck gewichen ist, flammen Kulturkonflikte auf.
Sprachkulturen prallen aufeinander. Religionszugehörigkeiten führen zu Konflikten. Abgrenzungen früherer imperialistischer Willkür brechen auf. Völker stehen gegen Völker, Republiken gegen Republiken. Die Geschichte holt Europa ein. Und wir sind konsterniert. Das hatten wir nicht erwartet nach all den friedlichen Revolutionen. Wir versuchen, die Brände zu löschen. Wir versuchen ebenso, uns nicht wieder in die geistige und geographische Engräumigkeit früherer Jahrhunderte zu verlieren.
Diese zweite Herausforderung macht mich nicht so zuversichtlich. Es fehlen uns die griffigen Rezepte. Wahrscheinlich gibt es auch gar keine Rezepte, die man den Republiken und Regionen modellartig überstülpen könnte. Wahrscheinlich braucht es auch Geduld, braucht es Zeit. Aber Zeit und Geduld haben nie genügt, um die Europäer zu befreien und zu einigen. Es braucht mehr.
Gefordert sind unsere Phantasie und unser Einsatz, um die Konflikte, die uns kulturell, politisch und menschlich erschüttern, auf friedliche Weise zu lösen. Ich weiss, ein Schweizer hat gut reden. Unser Land hatte 700 Jahre Zeit, um zur funktionierenden, multikulturellen Demokratie heranzuwachsen. In der langen Zeit, die wir zur Verfügung hatten, ging es nicht immer friedlich zu. Es gab Bedrohungen und kriegerische Auseinandersetzung. Auch davon weiss diese Wiese aus alter und neuer Zeit zu berichten.
Aber wir haben geschichtliche Erfahrung gesammelt im Umgang miteinander. Wenn ich sage miteinander, dann meine ich mit den verschiedenen Sprachkulturen, Religionszugehörigkeiten und Nationalitäten in unserem Land.
Wir sind heute stolz darauf, eine funktionierende multikulturelle Demokratie zu sein. Dieser Stolz aber ist eine Verpflich-

tung: Es ist die Verpflichtung, in Europa aktiv und mit grossem Einsatz mitzuwirken an der Lösung der gewaltigen Probleme, mit denen unser Kontinent konfrontiert ist.
Ich erlaube mir hier – vor unseren europäischen Gästen – auch selbstkritisch zu sein: Noch sind wir Schweizer sehr auf uns selbst bedacht. Noch sind wir zu wenig herausgetreten aus der Rolle der scheinbar nicht betroffenen, der verschonten Nation.
Wirtschaftlich sind wir internationaler als viele andere Nationen. Politisch sind wir aber immer noch zu passiv. In Jugoslawien bricht ein Vielvölkerstaat auseinander, unter schrecklichen Bürgerkriegswirren. Die Schweiz ist ein Vielvölkerstaat. Was haben wir Jugoslawien bis jetzt an Rat und Tat angeboten? Wäre es nicht die edelste Aufgabe unserer vielkulturellen Diplomatie, Lösungen zu erarbeiten und anzubieten? Gehören jetzt nicht Schweizer Staatsrechtler und Völkerrechtler, Schweizer Diplomaten und politische Konfliktlöser an die europäische Front in Jugoslawien? Noch bieten wir zu wenig an von unserer Erfahrung, von unserem Erfolg, auch von unserem international erworbenen materiellen Erfolg.
Aber ich weiss, dass wir auf dem Weg sind, eine wahrhaft europäische Nation zu werden. Ich weiss, dass wir mitfühlen mit den problembeladenen Nationen. Ich weiss, dass wir uns mehr und mehr engagieren mit unserer ganzen Kraft und mit der ganzen Sensibilität.
Das Schweizer Volk ist nicht eigennützig. Es ist zu Solidarität fähig, zu grosser Hingabe und zu echter Freundschaft.
Auf dem Rütli wurde vor 700 Jahren der Grundstein gelegt zu unserem Bund der Eidgenossen. Das Rütli muss auch in dieser Zeit zum Ausgangspunkt werden für eine moderne europäische Schweiz. Wenn es uns mit dem Rütli ernst ist, dann nehmen wir heute die Herausforderung an, wieder eine entschlossen handelnde, eine europäisch handelnde Schweiz zu werden.
Wir stehen zu diesem Land, und wir lieben es.

Ulrich Bremi
Nationalratspräsident

Flavio Cotti
Präsident des Bundesrates

Ansprache in Schwyz

Der Höhepunkt der Feierlichkeiten für das 700jährige Bestehen unserer Eidgenossenschaft wird ohne Zweifel heute hier in Schwyz, hier in der Urschweiz begangen.
Die Schweizerinnen und Schweizer in Stadt und Land, im entlegensten Dorf und überall in der Welt sind geistig hier

mit uns versammelt. Begrüssen möchte ich auch die vielen Ausländerinnen und Ausländer, die heute abend mit uns in Schwyz versammelt, mit Respekt und Wohlwollen die Schweiz betrachten.

Die heutige historische Bundesfeier vollzieht sich vor dem grossartigen Panorama des Fleckens Schwyz und der ganzen Urschweiz. In diesem eindrücklichen Rahmen haben einige Bergler vor 700 Jahren den Bundesbrief verfasst und besiegelt. Mit Sicherheit beabsichtigte dabei keiner von ihnen die Schaffung irgend eines Staates, mit seinen Formen und Institutionen. Erst Dutzende von nachfolgenden Generationen haben – wiederum oft sehr unbewusst – zusammen mit dem unergründlichen Werdegang der Geschichte aus dem Brief jenen Funken gemacht, aus dem schliesslich die heutige Schweiz entstanden ist.

Es ist uns beschert, in Schwyz, wo der Bundesbrief aufbewahrt wird, ein Jubiläum zu begehen, das uns sehr viel bedeutet. Nachdem ich in meinen bisherigen Ansprachen zum Jubiläumsjahr Fragen wie Kultur, Gleichberechtigung, Staatsform und Umwelt aufgeworfen habe, scheint es mir heute richtig zu sein, unsere Gegenwart und unsere Zukunft für einmal aus der Perspektive von Geschichte und Tradition zu beleuchten.

Wir alle verwalten als Schweizer ein Erbe, das sich über Jahrhunderte schrittweise gebildet hat. Wir dürfen darauf stolz sein. Wieviel von diesem Erbe auf geschichtlichen Tatsachen beruht und wieviel auf Mythos gründet, ist im einzelnen oft schwer auszumachen. Doch das ist nicht die Kernfrage, die uns heute bewegt.

Die Spezialisten sollen sich mit der Unterscheidung von Geschichte und Mythos beschäftigen. Eine 700jährige Botschaft, welche einem ganzen Volk gewidmet ist, duldet in dieser feierlichen Stunde solche gelehrte Haarspaltereien nicht. Denn auf den Inhalt dieser Botschaft kommt es an, auf ihre Aussage und ihren Wert. Und diese Botschaft ist eindringlich. Sie ist so eindringlich, dass wir sie immer von neuem würdigen, unabhängig davon, ob Wilhelm Tell, der sie für Millionen in der Schweiz und in der ganzen Welt verkörpert, der Geschichte oder der Mythologe angehört.

Der Kern der Botschaft heisst: Hilfsbereitschaft und Unabhängigkeit.

Hilfsbereitschaft dem Nächsten gegenüber ist auch die Leitlinie des Bundesbriefes. Von der Arglist der Zeit ist die Rede, und von der Bedrohung durch andere Mächte. Freiwillige, unentgeltliche Hilfsbereitschaft. Bereit zu Hilfe sollen alle sein. Der Starke aber ist dem Schwachen gegenüber besonders verpflichtet. Diese Hilfsbereitschaft bezeichnet man heute gerne als «Solidarität». Haben wir in dieser Beziehung aus alten Zeiten noch etwas zu lernen?

«Solidarität» gehört zu den meistgebrauchten Wörtern unserer Zeit, unserer Gesellschaft. Ist es daher nicht müssig, davon überhaupt zu sprechen? Aber auch die moderne Gesellschaft ist nicht frei von Arglist und von Widersprüchen. Je mehr sie über Solidarität spricht, um so mehr individualisiert sie sich; je mehr sie Altruismus predigt und Schicksalsgemeinschaft bestätigt, um so grösser wird auch in unserer Schweiz die Zahl der hilfsbedürftigen Minderheit.

Lassen wir uns nicht blenden! Der grossartige geschichtliche Sieg unserer freien westlichen Demokratien hat diese von der Pflicht zu vermehrter Solidarität nicht entbunden. Der Sieg der Freiheit bedeutet

nicht gleichzeitig auch Sieg der Gerechtigkeit! Ein Blick auf das unendliche Elend und Leiden in der Dritten Welt genügt. Die verzweifelte Situation in vielen Ländern dieser Erde ist mehr denn je eine der grossen Herausforderungen für das Gewissen aller Wohlhabenden.

Aber selbst in unserem Land stellt sich die Solidaritätsfrage nach wie vor. Wir stellen fest, um wieviel härter und schwieriger es geworden ist, den Weg des sozialen Fortschritts auch in der schweizerischen Gesellschaft zu gehen. Der Konsens, auch in bezug auf einfache und einleuchtende Ideen, kommt nur schwerfällig und langsam zustande. Werfen wir einen Blick in die Nachkriegszeit. Wenn nicht alles täuscht, war es in Zeiten geringeren Reichtums mit der Solidarität besser bestellt als heute.

Angesichts der grossen sozialpolitischen Entscheide, welche sich für die nächsten Jahre und Jahrzehnte aufdrängen, plädiere ich im Sinne unseres alten Bundesbriefes. Ohne tatkräftige, sichtbare und auch opferbereite Solidarität würde mir bange für die Schweiz der Zukunft.

Unabhängigkeit ist der zweite Kernpunkt des Bundesbriefes. Keine fremde Herrschaft mehr. An diesem strahlenden See war die Gemeinschaft der Bergler in der Lage, sich selber frei zu verwalten. Geschieht heute mit der Unabhängigkeit nicht Ähnliches wie mit der Solidarität? Die Welt hört in all ihren Medien nicht auf, die Unabhängigkeit zu beschwören und zu verkünden – so sehr, dass der Begriff fast zu einem Gemeinplatz geworden ist.

Die Realität spricht in dramatischer Weise eine andere Sprache. Wir müssen nicht einmal die engen Grenzen unseres Kontinentes verlassen, um festzustellen, welche Kluft auch hier zwischen Worten und Fakten besteht.

Von Jugoslawien bis zu den baltischen Staaten werden oft sehr alte, in der Geschichte tief verwurzelte Unabhängigkeitsbestrebungen durch politische, wirtschaftliche oder nationale Interessen niedergehalten.

Ich kenne kein Land, welches von der Unabhängigkeit buchstäblich so verwöhnt worden wäre wie die Schweiz. Seit bald 200 Jahren ist uns diese Unabhängigkeit ohne Unterbruch erhalten geblieben. Selbstbestimmungsrecht, Unabhängigkeit stellen jedoch einen zu hohen und bedeutungsvollen Schatz dar, als dass sie zu einer Selbstverständlichkeit, zu einem Schlagwort verkommen dürfen.

Wiederum plädiere ich im Sinne des Bundesbriefes. Diese alte konsolidierte Gesellschaft verschiedener Gruppen und Kulturen, die Schweiz heisst, bleibt nur dann sich selbst treu, ja, sie bleibt nur dann sich selbst und entgeht jeder Auflösungsgefahr, wenn sie den Wert der Unabhängigkeit nicht aus den Augen verliert.

Mit Blick auf das hohe Ziel der europäischen Einigung darf das natürlich nicht heissen, dass die traditionelle, kompromisslose und starre Interpretation der Unabhängigkeit nicht revidiert werden muss. Die Bedeutung eines künftigen wahrhaftig geeinten, föderativen, solidarischen und ökologischen Europas ist so gross, dass eine teilweise Delegation von heute souveränen Rechten an seine Institutionen unbedingt diskutiert werden muss. Sollten wir uns zu solchen Schritten entscheiden, so müsste allerdings eine Bedingung unbedingt erfüllt sein!

In den Bereichen, so meine ich, wo wir delegiert haben und somit nicht mehr «eigenständig» im herkömmlichen Sinn ent-

scheiden würden, müssten wir selbstverständlich und auf alle Fälle mitentscheiden können.
Die Anwendung fremden Rechtes, an dessen Setzung also nicht mitentschieden wird, wäre kaum mit der Würde dieses Landes zu vereinbaren. Auch um diese Fragen geht es bei den immer noch offenen Europaverhandlungen, von denen wir hoffen, dass sie bald abgeschlossen werden und dem Bundesrat – gegebenenfalls auch dem Parlament und dem Souverän – definitive Beschlüsse ermöglichen.
Der Bundesbrief war und ist ein Dokument der Geschichte. Seine Wertvorstellungen spiegeln sich aber auch im Mythos unserer Gründungsgeschichte.
Aus Geschichte und Mythos zusammen leiten wir somit zwei auch für unsere Zeit hochaktuelle Werte schweizerischen Selbstverständnisses ab: Hilfsbereitschaft und Eigenständigkeit verpflichten (besonders in einer direkten Demokratie) jeden Bürger und jede Bürgerin zu Vertiefung und konsequentem Handeln.
Geschichte und Mythos der Schweiz sind aber auch von einem ganz spezifischen psychologischen Klima geprägt.
Gelassenheit und Zuversicht haben dieses psychologische Klima in der Vergangenheit gekennzeichnet. Trotz allen Druckes letztlich gelassen und zuversichtlich war Tell vor dem Apfelschuss auf sein Kind. Gelassen und zuversichtlich die Krieger in Murten wie oft unsere Vorfahren in Zeiten höchster Bedrohung. Diese nüchterne Selbstsicherheit lief aber – besonders in jüngerer Zeit – Gefahr, in Dünkel und krasse Überheblichkeit umzuschlagen, eine für die Schweiz gerade heute besonders tückische Versuchung.
Unvermittelt entsteht aber neuerdings auch der gegenteilige Eindruck: Die Zeichen mehren sich, welche in die Richtung des Zweifels, des Kopfschüttelns und des Misstrauens in die Zukunft weisen. Das wäre für ein Land, welches nicht auf einer Sprache, einer Kultur gründet, das wäre für eine «Willensnation» absolut verheerend.
Dieser andauernden Selbstzerknirschung fehlt dabei jede innere Berechtigung. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind für die menschliche Entfaltung in unserer Geschichte nie so vorteilhaft gewesen wie heute. Und, als Land des toleranten, verständnisvollen Nebeneinanders unterschiedlicher Kulturen, bleibt die Schweiz, trotz Mängel und Widersprüche, weiterhin beispielhaft.
Auch hier plädiere ich deshalb für die psychologische Haltung, die uns aus Mythos und Geschichte übertragen worden ist. Ich lade Sie ein, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, Mut und Zuversicht zu zeigen und noch mehr berechtigte Freude an unserer Schweiz zu haben, und an das menschenwürdige Leben, das sie uns anbietet. Denn das, woran man Freude hat, das will man auch. Und die Schweiz lebt nur, weil wir Schweizerinnen und Schweizer es wollen. Diese positive Einstellung ist auch die beste Gewähr für die Zukunft, die wir alle unserer jungen Generation schuldig sind. Mit diesem Geist der Zuversicht haben unsere Väter unsagbar harte, beim ersten Blick fast unüberwindliche Herausforderungen bewältigt. Mit demselben Geist werden wir die neuen, und doch viel einfacheren, meistern.
So zum Beispiel: Nur eine sichere, selbstbewusste Schweiz, nur eine Schweiz, die an sich selbst glaubt, wird den notwendigen richtigen Weg zu Europa finden. Für eine Schweiz hingegen, die im ewigen Zweifel lebt, – das kann man schon heute

voraussagen – wird der Weg nach Europa zu einem wahren Leidensweg.
Meine Damen und Herren, die Selbstsicherheit, zu der ich ansporne, darf natürlich nicht mit Allmachtsgefühlen verwechselt werden. Schranken, Grenzen werden weiterhin die menschliche Erfahrung kennzeichnen. Liegt die grösste Versuchung des modernen Menschen, liegt die Ursache vieler seiner Unruhen nicht in der Illusion, er könne mit Reichtum, mit aufgeklärter Kultur, seine existentiellen Urfragen lösen, seine Unzulänglichkeiten, seine Endlichkeit überwinden?
Diese Illusion ist weder im Mythos der Schweiz, noch in unserer Geschichte erkennbar. Das Bewusstsein der Grenzen menschlichen Strebens war stets vorhanden und hat unseren Vorfahren das Bekenntnis zum Überirdischen, zum Unergründlichen so leicht gemacht.
Im Bundesbrief stehen am Anfang die Worte: «In nomine Domini».
In der Bundesverfassung von 1848 und 1874 heisst es: «Im Namen Gottes des Allmächtigen».
Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, ein letztes Mal plädiere ich für die Treue zu Geschichte und Mythos der Schweiz. Ich lade alle unter Ihnen, die es können, ein, in Einfachheit unsere liebe Heimat, den alten Bund der Eidgenossen, der Vorsehung des Allmächtigen anzuvertrauen.

Flavio Cotti
Präsident des Bundesrates